

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1890 bis zum Juni 1891.



Das letzte Jahrzehnt des glorreichen, geisteshellen neunzehnten Jahrhunderts ist angebrochen. Dem Sinkenden ist's nicht wohl, da er dies schreibt. Denn er ist nicht mehr jung und hat schon vieles erlebt; er hat auch einmal geschwärmt

in seinen Jahren und hat sich damals das Ende dieses Jahrhunderts ganz anders gedacht, als er es jetzt vor Augen sieht. Ist das ein glorreicher Abschluß, wenn auf einer Seite die Geistesfinsternis, d. h. die Jesuiten, auf der andern die Geisteserleuchtung, d. h. die Sozialdemokraten, der Bildung den Krieg erklären? Und an anderem mag der Sinkende einstweilen noch gar nicht denken. Deshalb ist's ihm nicht wohl ums Herz, da er die Feder spitzt, um die Weltbegebenheiten zu schreiben.

Indessen, der Sinkende weiß, wo er sich Hoffnung holen kann. Einmal bei dem Gott, welcher immer noch die Geschichte der Menschen regiert, und der wahrhaftig nie dulden wird, daß seine schöne Welt in Barbarei versinkt, und daß das gute treue deutsche Volk wieder zerfallen soll, nachdem er es erst geeinigt hat.

Zodann setzt der Sinkende seine Hoffnung auf unsern jungen Kaiser; und mit einem Male ist's ihm wieder hoffnungsfreudiger ums Herz. Darum will er sofort erzählen, was er weiß von Kaiser Wilhelm.

Wieder, wie im vorigen Jahre, hat der hohe Herr den Berliner Staub abgeschüttelt und ist nach Norden gefahren; anfangs Juli segelte das Kaiserschiff von Kiel nach Kopenhagen, dann nach Norwegen, dann an der wunderschönen, kühlen und wilden Küste entlang bis

nach Bergen; dort wurde umgewendet und heimwärts gefahren. Daß der Kaiser in Kopenhagen und Christiania wieder mit den Königen von Dänemark und Schweden zusammentraf, ist selbstverständlich. Kaum war er indessen nach Wilhelmshaven heimgeliebt, so machte er sich schon wieder auf den Weg. Der Monarch ging zunächst wieder zu Schiff nach Ostende in Belgien, wo er begeistert empfangen wurde; dort suchte ihn eine Abordnung der belgischen Arbeiter auf und begrüßte ihn als den „Kaiser der Arbeiter“. Auch war es für die katholischen Belgier ein ergreifender Anblick, als am Sonntag Morgen der deutsche evangelische Herrscher auf seinem Schiff im Hafen seine Bemannung zusammenrief zum Gottesdienst. Da stand er dann, demütig, wie ein Christ sein soll, mitten unter seinen Soldaten und Offizieren, las den Sonntagstext, wie es daheim in der Kirche geschieht, betete wie daheim, und las eine Predigt wie daheim, wie ein Hausvater unter seiner Familie thun soll. Ueberhaupt dienen diese Reisen unserm Kaiser nicht nur zu körperlicher, sondern auch zu geistiger Sammlung, hat er es doch selbst erzählt: wenn er so des Nachts allein auf das Verdeck des Schiffes stieg, und man hörte keinen Laut, als das Rauschen des Meeres, und sah nichts als den klaren, wundervollen Sternenhimmel des Nordens, dann trat die Schilfwache wohl leise auf, denn sie wußte, daß jetzt der Kaiser nicht gestört sein wollte. Denn da stand der Mächtigste in der Welt als ein demütiger Mensch vor seinem Gott und prüfte sein Herz und seine Absichten, ob sie auch rein seien, und seinen Willen, ob er auch stark sei, und that manches Gelübde und sandte manches Gebet nach oben um Kraft und Seligen. Hätte der Sinkende die Macht, so würde er den Wellen gebieten, daß sie schweigen, und dem Winde, daß er verstumme; denn das sind heilige Augenblicke für die Fürsten und wichtige für die Völker.

Auch unserer kaiserlichen Großmama in England wurde diesen Sommer von Ostende aus ein Besuch gemacht. Von England fuhr der Kaiser am 8. August wieder ab nach Helgoland, um dort in feierlicher Weise Besitz von dieser Insel zu ergreifen. Es war am 10. August, als



Kaiser Wilhelm auf Helgoland.

der Kaiser nach beendigten Feldgottesdienste, und nachdem Minister von Bötticher die Proklamation verlesen, die Worte sprach: „Ich grüße dich, Helgoland, und ergreife hiermit Besitz von dir, ich, Wilhelm II., Kaiser und König von Preußen.“ Darauf

Antiker Bote für 1892.



wurde das Reichsbanner und die Kaiserstandarte aufgezogen und Helgoland war deutsch.

Ende August unternahm der Kaiser noch einen Besuch in Rußland. Beide Herrscher wohnten zusammen und besichtigten miteinander die großen Truppenübungen bei Narva. Dabei geschah es einmal, daß die Pferde scheu wurden, als gerade Kaiser Alexander in den Wagen gestiegen war. Kaiser Wilhelm, kurz entschlossen, packt die Kasse an den Bügeln, bändigt sie und springt dann selbst in den Wagen nach. Ein rechter Ritter, der auch Kraft im Arm hat und persönlichen Mut, ein wildes Roß zu bändigen! Die Russen haben sich natürlich aufgeführt, wie sie es immer gegen den deutschen Kaiser thun. Vor der Front großer Empfang, Umarmungen u. s. w., hinter der Front, in den Seitungen, rohes Schimpfen. Auch der Kaiser Alexander selbst war nicht mehr wie gestern und ebegestern. Zwar mußte er notwendigerweise, wie üblich, den Kaiser Wilhelm zu den Truppenübungen einladen, aber was es da zu sehen gab, war nichts als eine Art von Parade. Da-

gegen wurden nicht weit davon großartige, sehr ernste Übungen gehalten, und zu denen lud man den Gast nicht. Kurz und gut: der Hinkende wäre vielleicht überhaupt nicht nach Rußland gegangen. Ganz anders als mit dem Russen steht der Kaiser mit seinem Freund, dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. Am 17. September traf dieser treue Bundesgenosse zu den Manövern in Schlesien ein, wozu auch der König von Sachsen erschien; und nun wohnten die Herren

beisammen in dem schönen Schloß Rohnstod, und es wird wohl da manches herzliche Freundeswort geredet worden sein. Am 1. Oktober erwiderte Kaiser Wilhelm den österreichischen Besuch in Wien. Kein kalter, offizieller Empfang am Bahnhof, keine Ehrenkompagnien u. dergl. — das ist unter guten Freunden nicht nötig —, aber alle Fenster voll Blumen und Fahnen, alle Herzen voll unbeschreiblichen Jubels. Ganz Wien war ein Herz und eine Seele in den lebhaftesten Huldigungen für unsern Kaiser, d. h. ausgenommen die ultramontanen Blätter, diese giftigen Stacheln, die uns jedoch gleichgültig sind. Sie werden jedenfalls nicht verhindern, daß die Deutschen und die Oesterreicher im Kriege Waffenbrüder sind, wie sie es anno 1864 waren gegen die Dänen. Bei der Gelegenheit will der Hinkende auch gleich einfügen, daß Kaiser Wilhelm in Begleitung der Kaiserin und des Grafen Moltke im September noch größere Manöver in Schleswig-Holstein abhielt, an den Orten, wo 1864 die schwersten Kämpfe stattfanden, in der Gegend von Düppel. Die Windmühle, welche der geneigte Leser auf dem nebenstehenden Bilde sieht, ist in der Schlacht bei Düppel von den Preußen halb zusammengeschossen, dann aber nach dem Kriege

wieder hergestellt worden. Bei dieser Übung sahen Heer und Flotte zusammengewirkt, wie es ja auch im Kriege sein würde. — Unter den Kaiserreisen des Jahres 1891 ist die Rheinreise besonders bemerkenswert, die den Monarchen über Düsseldorf, Köln, Bonn nach Karlsruhe führte. Die in Düsseldorf gesprochenen Worte, daß das Heil nur im Zusammenwirken aller Teile liegt, fanden einen starken Wiederhall.

Nun aber muß der Hinkende noch von einem herzlichen Festen berichten: Am 26. Oktober wurde in ganz Deutschland, besonders aber in Berlin, der 90. Geburtstag Moltkes gefeiert. Zwar Mühe hat's den Kaiser gekostet, bis der große Schweiger zu bewegen war, wegen seines Geburtstages von seinem Glatz-Kreis nach Berlin zu kommen, sich feiern zu lassen oder gar eine Rede zu halten. Am Abend vor dem großen Ereignis kam der alte Herr in Civilkleidung in Berlin an und fuhr, sparsam wie er ist, in einer geringen Droschke nach Hause. Aber am andern Morgen war ganz Berlin in festlicher Stimmung. Als die



Kaiser-Manöver bei der Düppeler Windmühle.

ersten durften ihn begrüßen ein Chor armer Knaben und der Lehrer gelangte ein; denn der arde Soldat war sein nicht nur ein Freund der Lehrer, sondern auch der Kinder. Aber auch hohe Herrschaften brachten persönlich oder schriftlich oder telegraphisch ihren Glückwunsch dar; die kaiserlichen Prinzen, der König von Sachsen und andere Fürstlichkeiten waren erschienen; der Kaiser brachte nach einer ergreifenden Rede das Hoch aus die Fahnen des Gardecorps wurden an jenem Tage nicht

im kaiserlichen Palaste, sondern in Moltkes Wohnraum aufbewahrt — eine fürstliche Ehrung. Aber über alles ist gewiß dem alten Helden der Dank des Volkes gegangen. Kein Miston mißte sich in den begeistertsten Jubel, der die ganze deutsche Welt durchbrauste, und in dem auch der Hinkende mit allen seinen Vetern von Herzen eingestimmt hat. Ach! und ein halbes Jahr später am 24. April 1891, mußte uns der teure Held ganz unerwartet durch einen raschen Tod entrisen werden. Noch an seinem letzten Lebenstage hatte er an den Sitzungen des Reichstages und des Herrenhauses teilgenommen und nach dem Abendessen im Kreise seiner Seinen sich auf dem Klavier vorspielen lassen. Dann wurde eine Wistpartie gemacht. Blödsinnig fühlte er sich unwohl und verließ das Zimmer. Seine Verwandten gingen ihm nach und führten ihn in sein Schlafzimmer, wo er bald darauf, glücklich im Tode wie im Leben, sanft verschied. Seine Werke überleben ihn, und sein Name wird nicht verhallen, so lange man deutsch ist, so lange man von Deutschland spricht. — Von dem großen Toten wendet sich der Hinkende gleich zu dem großen Lebenden, zu dem Manne, dessen Verdienst das Vaterland nicht geringer ist als das Moltkes, er



kennt den Einfieler von Friedrichruh, den Fürsten Bismarck. Solange der eiserne Kanzler lebt, will der Hinkende dessen Geburtstag nicht vergessen, ob auch die Langobren den jetzt wehrlosen Ötzen verispotten und spotten, und ob auch die Wadenstrümpfler ängstlich nach allen Seiten lugen, wenn sie einmal ein lobendes Wort über Bismarck sagen, ob es ihnen nicht bei Hofe Schaden könnte! Wui der Schande! Das deutsche Volk verdient unterzugehen, wenn es gegen solch einen Mann nicht dankbar wäre. Was die Herren da oben miteinander gehabt haben, und warum es Bismarck mit dem Hofe verächtet hat, ist dem Hinkenden ganz egal; er kennt seinen Bismarck und bleibt ihm dankbar bis ins Ende und ruft, gerade den Nörglern und den Pfaffen zum Trotz: „Er soll leben, der eiserne Kanzler, noch recht lange, und soll sich nur nicht scheuen, im Mund aufzutun, wenn er etwas zu sagen hat. Und machen's auch so, warum gerade er nicht, der am besten versteht? Wui über jede Zunge, die ihn lästert.“



Weilte in seinem Arbeitszimmer.

Am 30. April wurde die Wahl zum Reichstag abgehalten. Die Sozialisten im Reichstagsabgeordnetenrat wurden gewählt. Ganz Deutschland, die ganze Welt wird aufsehen, um er in der Friedhofstraße. Die mächtige Stimme erhob sich. Jetzt mühen wir an die Angelegenheiten, die langwieriger sind.

Am 30. April wurde die Wahl zum Reichstag abgehalten. Die Sozialisten im Reichstagsabgeordnetenrat wurden gewählt. Ganz Deutschland, die ganze Welt wird aufsehen, um er in der Friedhofstraße. Die mächtige Stimme erhob sich. Jetzt mühen wir an die Angelegenheiten, die langwieriger sind.

minister von Scholz zurück und seine Stelle erhielt der berühmte Frankfurter Bürgermeister und liberale Abgeordnete Dr. Miquel. Der Hinkende ist zwar in hohen Finanzsachen nicht sehr bewandert, sitemalen er es wegen seines Geldes nicht nötig hat, aber er glaubt schon andern Finanzgrößen, daß von dem neuen Minister, der in der allerhöchsten Gunst des Kaisers steht, noch sehr Bedeutendes zu erwarten sei. Manche, deren politische Nase besonders fein ist, glauben sogar, Herr Miquel werde dereinst noch Reichskanzler werden. Jedenfalls ist er eine sehr wertvolle Kraft.

Von sonstigen Verhandlungen des Reichstages sind noch zu nennen: die über die Unteroffiziersprämien, wonach jeder Unteroffizier, welcher eine bestimmte Reihe von Jahren dient, eine Geldprämie, je nach der Dienstzeit bis zu 1000 Mark, bekommt; nachdem die Kommission den Antrag der Regierung abgelehnt hatte, wurde er durch den Reichstag selbst angenommen, offenbar infolge der ernstlichen Worte des Reichskanzlers, welcher in längerer Rede

ein tüchtiges Unteroffizierscorps verlangte, als einen Halt gegen die Sozialdemokratie, auch wenn es zum Straßenkampf käme. Ein sehr ernstes Wort, das viel zu denken und noch mehr zu fürchten geben könnte! Ferner ist bemerkenswert der Antrag des badischen Abgeordneten Menzer, welcher zur Freude aller Pfälzer Tabakbauern

im Reichstag durchsetzte, daß die Tabaksteuer von 45 Mark auf 24 Mark herabgesetzt wurde; eine Erhöhung des Zolles von 85 auf 125 Mark wurde nicht angenommen; ob der Bundesrat der Änderung der Steuer zustimmen wird, ist gleichfalls fraglich. Wieder wurde die Seemacht des Deutschen Reiches erhöht. Der Reichstag bewilligte in den zwei letzten Tagungen 19 neue Fahrzeuge und 8 Torpedoboote. Freilich reichen wir auch damit noch lange nicht an die Streitmacht Frankreichs heran. Doch ist's auch nicht nötig. Der Antrag der Freisinnigen, die Getreidezölle zu erniedrigen, fiel durch; die Freisinnigen dürfen also wie vorher aller Welt verkündigen, die Regierung ginge auf nichts aus als das Brot des armen Mannes zu verteuern und das Geld dafür den reichen norddeutschen Grundbesitzern in die Tasche zu stecken. Daß aber der Preis der Frucht nicht allein von diesen, sondern auch mit von der internationalen Börse gemacht wird, das verschweigen die Herren. Sonst ist im Reichstage die Suppe diesmal auch wieder nicht so heiß gegessen wie aufgetragen



worden. Der Reichstag, welcher so stürmisch gewählt wurde, hat sich als ganz manierlich erwiesen. Manches Bäckerlein freilich, dem sein Kaplan vorlagte, wenn er den frommen Herrn Souudo wählte, so müsse er keine Steuern mehr bezahlen fürs Militär, und sein Sohn komme mit zwei Jahren heim, manches gute Bäckerlein fragte sich jetzt bedenklich hinter den Ohren, denn die Steuern sind nicht geringer geworden und der Peter muß doch drei Jahre Dragoner sein; und wenn sich der Hinfende nicht irrt, so zahlt der Alte seine Steuern noch einmal so gerne, seitdem er den schönen Dragoner gesehen hat.

Nun noch etliches aus dem Königreich Preußen. Auf den 4. Dezember hat der Kaiser eine Anzahl der gewiegtesten Schulmänner nach Berlin zu einer Konferenz berufen, zu dem Zweck, das höhere Unterrichtswesen gründlich zu prüfen und zu verbessern. Auch hier, wie in der vorjährigen Arbeiterschutzkonferenz, griff der Kaiser persönlich ein; als einer, der auch Latein gelernt hat, sagte er den gelehrten Herren seine Meinung, daß nämlich vom vielen Latein kein Mensch geschickter wird, wohl aber viele dumm; ein jeder solle deutsch reden, denken und fühlen lernen, das sei wichtiger als Latein. Der Hinfende meint's auch. Es wird wohl einse- weisen freilich beim alten bleiben, die Kinder werden wahrscheinlich bald mit Brillen auf die Welt kommen und schon mit sechs Jahren so grundgelehrt sein, daß die Alten vor den jungen Gelehrten gar nichts mehr zu sagen wagen. Und wenn gar ein Professor einem Sertaner, der ihm die Zunge heraushängt, eine Threize giebt, so kommt er bald ins Zuchthaus, der Professor nämlich. Da wäre zuerst einzugreifen, daß die Schüler nicht zuviel, d. h. zu vielerlei oberflächlich lernten; denn das macht dumm und eingebildet, frech und unbotmäßig. Etwas Ordentliches gelernt haben muß man freilich, wenn man jetzt fortkommen will in der Welt. Ein bißchen Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus und Bibel thut's jetzt nicht mehr.

Der Preussische Landtag hatte diesmal drei wichtige Gesetze zu beraten: Eine neue Einkommensteuer, ähnlich der badischen, nur daß erst die Einkommen über 900 Mark besteuert werden sollen; ferner ein Volksschulgesetz, wonach der Unterricht Sache des Staates sein und auf seine Kosten, ohne Schulgeld, geschehen sollte; die Kirche aber ihren berechtigten Einfluß auf die Schule behielte. Endlich die neue Landgemeindeordnung. Besonders das letztere Gesetz machte viel Spektakel, da die Junker nicht haben wollen, daß die Gemeinden mehr Selbstverwaltungsrechte bekommen. Der Minister Herrfurth war genöthigt, mit diesen Herren eine ganz energische Sprache zu reden, wie man es ihm kaum zuge- traut hätte. Bei allen diesen Gesetzen kam der Hinfende mit Stolz sagen, daß sie in Baden bereits eingeführt sind; mit Freude aber bestätigt er auch, daß die preussische Regierung die freibürgerliche Entwicklung des Volkes mit allen Mitteln erstrebt. Dagegen eine andere Ver- handlung des preussischen Landtags hat bei vielen das bedenklichste Kopfschütteln erregt. Wie schon gesagt, war während des letzten Reichstagsjahres Windthorst aus- schlaggebend, desgleichen natürlich auch im preussischen Landtag. Und weil die Regierung nichts thun und nichts lassen konnte, ohne diesen kleinen großen Mann, so wurden die Minister und Herr Windthorst allmählich sehr gut bekannt, ja gute Freunde, denn was sich neckt, das liebt sich. Es schien sogar als ob Windthorst eine Stütze des Thrones werden sollte, den er sein Leben- lang bekämpft hatte, so daß gutmüthige Leute schon gar an eine Bekehrung des alten schlauen Wolfen dachten.

Aber da kam die Bescherung. Windthorst that nichts umsonst, wenigstens nicht für Preußen. Das Trüßgeld nun, durch welches die preussische Regierung den sonst unzuverlässigen Centrumsführer für seine brave Aus- führung belohnen und auch auf weiteres bei guter Laune erhalten wollte, betrug die artige Summe von 16 Millionen Mark. Der geneigte Leser erinnert sich noch aus dem vorjährigen Kalender, daß schon einmal die Rede davon war, die Zinsen aus den sogenannten Sperrgeldern, also die Zinsen von 16 Millionen Mark, den Bischöfen jährlich auszuzahlen. Schon damals hat der beschränkte Unterthanenverstand des Hinfenden ge- meint, das sei eigentlich gar nicht nötig. Denn die Sperr- gelder sind Strafgeelder, welche man den widerwärtigen Bischöfen von ihrem Gehalt entzogen hat. Wer nun etwa wegen schönen nächtlichen Gelanges 5 Mark Strafe bezahlen muß, der mag machen was er will, er bekommt in seinem Leben das Geld nicht wieder. Warum soll aber der die Zinsen aus seinen Strafgeeldern wieder erhalten, der, wie die Bischöfe, wegen Wider- standes gegen die Staatsgewalt gebüßt wurde? Und wenn noch die lebenden Bischöfe das Geld erhielten, was Ost fällt's an die nicht betroffenen Verwandten der Toten. Dem Centrum aber waren die Zinsen ja noch zu wenig, und sie lehnten ab! Was thut die schä- terne Regierung? Sie kriecht zu Kreuz und bietet dem Centrum die ganze Summe an, wenn nur die Bischöfe so gut sein wollten und das Geld nehmen! Das hat denn doch in Deutschland einen Sturm des Unwillens hervorgerufen, besonders gegen den Kultusminister von Gossler, der früher erklärt hatte, weiter als bis zur Auszahlung der Zinsen könne und dürfe die Regierung nicht gehen. Herr von Gossler, dem Preußen soviel dankbar werden, hatte damit seinem Ruhme ein Grab gegraben, zu allem Überfluß wurde der Ruf der dankbaren Ultra- montanen: Hinweg mit Gossler! immer lauter, Winder- horst drückte sein allerhöchstes Mißtrauen gegen den unglücklichen Minister in einer innern Angelegenheit aus, und so blieb Herrn von Gossler nichts anders übrig als seine Entlassung zu nehmen. Gossler ist ein sehr gelehrter und bedeutender Mann. Er hat es aber mit dem Centrum zu gut gemeint. In den 10 Jahren seiner Thätigkeit als Minister entfernte er fast all- Spüren des Kulturkampfes, gab er der römischen Kirche alle Eroberungen heraus, welche der Staat ge- macht hatte. Er war einer von denen, welche meinen, Ultramontanen könnten auch genug bekommen und sogar dankbar werden. Aber der Dank dieser Herren war der, daß sie den fleißigen, gelehrten Mann mit Schimpf und überhäuften und endlich aus seinem Amte herausdrückten. Windthorst mag sich verschmigt lächelnd die Hände ge- rieben haben, als der Minister wehmüthig den Stab in die Hand nahm und ins Privatleben wanderte. Aber all- zulang hat sich auch Herr Windthorst nicht freuen dürfen über seine Alleinherrschaft. Schon zwei Tage darauf am 14. März, meldeten die Blätter, daß der Centrums- führer Ludwig Windthorst gestorben sei. Wie ein Stein fiel es manchem guten Patrioten vom Herzen. Windthorst war bekanntlich früher Minister des Königs von Hannover. Nachdem aber Hannover durch Preußen einverleibt wurde, trat er als Hauptgegner der preussischen Regierung und des Deutschen Reiches im Reichs- tag und Landtag auf. Er schuf sich selbst seine Worte, das Centrum, womit er die Regierung alle Augen- blicke einschüchterte. Obgleich er 1871 selbst nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte und über die Jesuiten loszog, suchte er sie dennoch wieder ins Reich zu bringen, weil er sie als seine Bundesgenossen haben



wollte. Über diesen Plan ist er vom irdischen Schau-  
 stück abgerufen worden. Windthorst wurde mit großen  
 Ehren, sogar von kaiserlicher Seite aus, beerdigt. Und  
 wenn wir ihm auch keine Tränen nachweinen, so  
 wollen wir doch zu seinem Lobe folgendes sagen: Wind-  
 thorst war zwar leidenschaftlicher Hannoveraner und ging  
 aus von einem bitteren Haß gegen das Preußen, welches  
 Hannover vernichtet hat. Aber dennoch fühlte sich auch  
 dieser alte Welse in allererster Linie als Deutscher.  
 Wenn die Sicherheit des Reiches, das Gesamtwohl des  
 Volkes, besonders des Bauernstandes, in Gefahr kam,  
 dann stand auch Windthorst auf des Kaisers Seite.  
 Dann wußte er die Vaterlandslosen unter seiner schwar-  
 zen Schar unschädlich zu machen, denen Rom lieber  
 war als ihr Volk. Und indem er jahrelang das Reich  
 bekämpfte, wurde ihm dies Reich mit der Zeit lieb.

Er war wohl ein Feind Preußens, ein Feind des  
 Deutschen Reiches war er nicht, wenigstens in der  
 letzten Zeit nicht mehr. Er ist besser gewesen als  
 manche seiner Anhänger.

Nun zum Schluß noch etwas Erfreuliches aus Preu-  
 ßen: die Prinzessin Viktoria, die Schwester des Kai-  
 sers, hat sich mit dem Prinzen Adolf von Schaum-  
 burg verheiratet, und der Kaiser bekam den sechsten  
 Sohn, welcher am 26. Januar im kaiserlichen Schloß  
 getauft wurde und die Namen erhielt: Joachim Franz  
 Humbert. Taufpaten waren: Der König von Italien,  
 die Königin Emma von Holland und der Feldmar-  
 schall Moltke. Sechs starke, gesunde Söhne, welch ein  
 Glück! Und sie kommen alle so rasch und natürlich nach-  
 einander, wie bei andern Sterblichen auch, zum Grem-  
 pel bei den Pfarrern und Schulmeistern und Bahnwarten!  
 Gott erhalte dies blühende fromme Kaiserhaus!

Jetzt aber muß der Hinkende eine Priße nehmen, denn  
 er ist im Begriff, sich in eine unangenehme Gegend  
 zu begeben, nämlich zu den politischen Parteien. Von  
 dem Centrum war schon die Rede. Weiter sei noch  
 gesagt, daß überall im lieben deutschen Vaterland Ka-  
 tholikentage abgehalten wurden; was sie da verhandelt  
 haben, war immer das gleiche. Wiederherstellung der  
 weltlichen Herrschaft des Papstes; die Jesuiten wieder  
 zurück, die Schule an die Kirche ausgeliefert! Schadet  
 nichts, meint der Hinkende. Seinetwegen können sie  
 verlangen, daß der Mond durch den Saturn schwarz  
 angestrichen werde. In Köln rief sogar einer: „Wir  
 leben und sterben für die Jesuiten, wir lassen uns  
 nicht schlagen für die Jesuiten.“ Habt gut reden, es  
 schlägt euch niemand tot, aber die Jesuiten bleiben  
 draußen. Denn im ganzen Reich wurden Petitionen  
 gesammelt gegen die Zulassung dieses Ordens, und zwar  
 nicht wie auf der andern Seite, zwangsweise durch  
 die Kapläne, sondern freiwillig. Auf protestantischer  
 Seite macht der Evangelische Bund gute Fortschritte.  
 Je mehr die Ultramontanen Heher schreien, desto mehr  
 thun sich die Protestanten zusammen zur Nothwehr.  
 Was soll aber aus Deutschland werden, wenn derart  
 seine Einheit zerrissen wird? Ist das das Ende des  
 glorreichen neunzehnten Jahrhunderts?

Von den Deutschfreisinnigen ist nichts Neues zu  
 melden, wissen sie doch selbst nichts anderes als zu  
 allem und allem „Nein“ zu sagen. Es geht ihnen  
 wie dem Bauer mit seinem Sohn. Der Junge heulte  
 nämlich in ein Loch fort. „Was willst denn?“ fragte  
 der Vater, „willst einen Apfel?“ „Nein!“ „Willst eine  
 Birn?“ „Nein!“ „Ja was willst denn?“ „Ei, heulen  
 will ich!“ So geht's auch den Körglern. Heulen  
 wollen sie, besonders wie heulende Wölfe über den  
 wehrlosen Bismarck herfallen. Doch genug davon!

Was ist's nun eigentlich mit den Sozialdemokraten  
 geworden? Am ersten Oktober fiel das Sozialistenge-  
 setz. Der Kaiser hat den Kampf gewagt. Und er ist  
 bis jetzt nicht viel gefährlicher geworden als er früher  
 gewesen ist. Die lange Zucht hat die Herren doch  
 etwas gesittet gemacht, so daß es beim Sozialisten-  
 kongress in Halle, vom 12. Oktober an, ganz ordent-  
 lich herging. Wenn Herr Liebknecht die Religion ab-  
 schaffen will, so laßt der Hinkende. Das wird nie  
 gelingen, sonst müßte man auch die menschliche Seele  
 abschaffen. Der einzige große Spektakel, der gemacht  
 wurde, rührte von einem Streit unter den Herren  
 selbst her, wie denn zu erwarten ist, daß die Sozialisten  
 in der Freiheit nicht mehr so einig sein werden als  
 früher unter dem Gesetz. Man lasse sie ruhig toben  
 und schreien, Bourgeois fressen, auch sich untereinander  
 zerren und prügeln; wenn sie einmal zu läppig werden,  
 so rufe der deutsche Philister nicht gleich nach der hohen  
 Polizei, sondern er nehme selbst den Kampf auf, den  
 Kampf des Geistes und, wenn nötig, auch einmal der  
 Faust. Denn die unverschämtesten Schreier sind nicht  
 gereifte Arbeiter, sondern halbwüchsige, ohrenfeuchte  
 Buben. Da thut eine Ohrfeige am rechten Ort und  
 zur rechten Zeit oft Wunder. Vor allem ist nötig,  
 das Volk aufzuklären über die Absichten der Sozial-  
 demokraten, und doppelt schädlich ist es, im Volke, zu-  
 mal im Bauernstand, jetzt Mißtrauen gegen die Re-  
 gierung zu säen. Denn das kommt allein den Sozial-  
 listen zugut; das sollten sich doch gewisse Parteien  
 endlich merken!

Was im Augenblick an den Sozialisten eigentlich gefähr-  
 lich ist, das sind nicht die roten Schmutztücher und Fahnen,  
 welche dem guten Michel soviel Herzeleid und Angst  
 machen, sondern das sind die ewigen Streiks oder Aus-  
 stände. Es hat deren in Deutschland innerhalb  $\frac{1}{4}$  Jahren  
 über 1100 gegeben, in Hamburg einen, welcher über  
 400000 Mark kostete. Das Räthelhafte ist, wo das  
 viele Geld herkommt, da doch die Arbeiter behaupten, nur  
 Hungerlöhne zu beziehen. Und noch räthelhafter bleibt,  
 weshalb unter den Streikgebern immer Zuschüsse von  
 vielen Tausenden „von der Börse“ sich befinden? Wenn  
 die Sozialisten dorthin Hilfe haben, so mag ihnen schon  
 der Kamm wachsen. Natürlich, die Börse ist inter-  
 national wie der Sozialismus; vielleicht hat sie auch  
 ein Gefallen an dem alten Heineschen, jetzt neuen  
 roten Lied der Sozialisten:

Deutschland, wir weben dein Leichentuch,  
 Wir weben hinein den zwiefachen Fluch!

Dies Deutschland hat doch in leister Zeit mit vereinten  
 Kräften etwas Besseres gewoben: nämlich eine Decke, um  
 die Blöße und Hilflosigkeit der deutschen Arbeiter zu  
 schützen. Schon seit Oftern d. J. berät sich der Reichs-  
 tag um den Schutz des Arbeiters, um Sicherung der  
 Sonntagsruhe u. dergl. Und außerdem ist seit 1. Januar  
 1891 das neue Alters- und Unfallversicherungsgesetz in  
 Kraft getreten, welches dem Reich jährlich viel Geld weg-  
 nimmt und die Beamten unendliche Mühe und Arbeit  
 kostet. Aber den Dank dafür sieht noch niemand. Es  
 ist sogar nicht zu leugnen, daß dies wohlgemeinte Ge-  
 setz auch bei den Bauern viel böses Blut verursacht.  
 Für den Landmann ist es allerdings unbequem, daß er  
 seine Knechte und Mägde vom 16. Jahre an versichern  
 muß. Aber dafür fallen diese, wenn sie einmal alt  
 sind, auch nicht mehr der Gemeinde zur Last, sonde-  
 n sie werden gewissermaßen gezwungen, wöchentlich etwa  
 10 Pf. in die Reichsparbüchse zu legen, welche dann  
 später für sie sorgt, wenn sie alt oder arbeitsunfähig  
 werden; das kommt dann auch wieder den Gemein-  
 de-



fassen und den Umlagen zugut. Dann ist es doch eher des Menschen würdig, daß man ihm eine wenn auch kleine Pension giebt, als daß man ihn mit Moses mühselig zu Tode fristet. Auf alle Fälle meint es das Deutsche Reich und der Kaiser mit dem Arbeiter gut, und wenn trotzdem ein Unglück geschieht, so haben wir ein gutes Gewissen. — Der diesjährige Arbeiterfesttag, der 1. Mai, verlief in Deutschland ruhig. Ein neuer Bergarbeiterstreik ging völlig in die Brüche.

Wie in den untern Regionen, so war es auch in den obern etwas unruhig. Graf Waldersee, der Nachfolger Moltkes, wurde ganz unvermuthet als kommandirender General nach Altona verlegt, weil der Kaiser ihn im Kriegsfall zum Heerführer ausersehen hatte. An seine Stelle tritt Graf von Schlieffen. Auch der Kriegsmiister durfte als solcher den neuen Hinkenden nicht mehr erleben. Er wurde gleichfalls kommandirender General, sein Nachfolger ist der Generallieutenant von Kaltborn-Stachau. Da ist's fast ungemüthlich, Miister zu sein.

Nun aber weiter zu den andern deutschen Vaterländern.

In Bayern hat der Prinzregent Luitpold sich durch sein festes, aber bescheidenes Auftreten immer mehr die Hochachtung seines Volkes erworben. Das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, besonders aber bei seinem 70. Geburtstag, am 12. März. Die Bayern mögen ihn als einen Musterregenten preisen und ehren. Der Hinkende ist diesem Fürsten hauptsächlich deshalb so überaus zugethan, weil er treu zum Kaiser und zum Reich hält. Gott erhalte den trefflichen, noch so rüthigen und frischen Herrn lange am Leben. — Der treue Diener des Hauses Wittelsbach dagegen, der bayerische Bismarck, hat diesen Tag nicht mehr erleben dürfen. Am 3. September starb Freiherr von Lutz. Es ging ihm wie manchem andern treuen Beamten: wenn die Arbeit fehlt, welche den Geist und Körper in Atem hielt, so verfliehet die Kraft. Er war ein braver deutscher Mann, ein Kämpfer für die Freiheit gegen die römische Anmaßung, gehaßt wie selten einer von den Finsterlingen, geliebt von allen Freunden des Reiches und des Lichtes. Ehre seinem Andenken! — Am 19. September wurde in der alten Stadt Speyer der Bau einer evangelischen Kirche zur Erinnerung an die mutige Protestation im Jahre 1529 in Angriff genommen durch die Platzweibe und den ersten Spatenstich und andere erhebende Festlichkeiten.

Weniger erfreulich ist zu melden, daß in Bayern die Nonnen großen Schaden gethan haben; d. h. nicht die, welche in Klöstern wohnen, sondern der Nonnenkäter und die Nonnenraupe, welche millionenfach über die Wälder herfallen und alles fressen was verzehrbar ist. Man meint, alles Unglück müsse allmählich über die Welt kommen wie weiland über Pharaon und Agyptenland.

Württemberg hat ein großartiges Fest feiern dürfen, die Einweihung des Ulmer Münsters. Die alte Reichsstadt hat wohl selten so frohe Tage gesehen als die vom 28.—30. Juni 1890. Der ganze württembergische Hof, König und Königin und Prinzen, die Prinzen Leopold von

Preußen, Arnulf von Bayern und eine Menge sonstiger großer Würdenträger gaben dem Feste einen hohen Glanz. Die fremden Gäste, auch die Fürstlichkeiten, wurden möglichst bei den Bürgern selbst einquartiert, und hatten so recht Gelegenheit, die schwäbische Gemüthlichkeit kennen zu lernen. Den Glanzpunkt des Festes bildeten ein großartige nächtliche Beleuchtung des Münsters, ein geradezu feenhafter Anblick, und der historische Festzug, der heutzutage nirgends mehr fehlen darf. Bei diesem Feste war halb Schwabenland in Ulm, und der Hinkende hat seine helle Freude gehabt an den schwebischen Bauerngestalten. Das sind Leute von alten echten Schrot und Korn! Sonst ist's in Württemberg wie überall: die Regierung muß sich gegen die Ultramontanen mühsam wehren; das Ministerium hat aber im Frühjahr sich ernstlich die Einführung der Dedem verbeten. Zu was denn auch die schwarzen Scharen ins Land ziehen?

Sachsen hat wieder viel vom Wasser zu leiden gehabt, diesmal aber nicht von oben, sondern von unten, nämlich im September durch Hochwasser. Die Elbe ist ausgetreten und hat große Verheerungen angerichtet. — Das Königreich verlor einen bedeutenden Mann, den Kriegs-



Otto von Lehlischläger, Reichsgerichtspräsident.

Staatsminister Georg von Habicht, der sich als Staatsmann wie als Menschöpfer der sächsischen Armee, die größten Verdienste erworben hat. Der Leser kennt seinen Namen noch vom letzten Kriege her, wo er zuerst Oberbefehlshaber von Bessieres und dann von ganz Nordfrankreich war und die Truppen kommandierte, welche zu allerletzt noch Frankreich besetzt hielten. Er war, wie sein Name sagt, von Einem Franzose, ist aber ein Deutscher geworden so gut als einer. — Ferner ist das oberste Richteramt vom Reichsgericht zu Leipzig in andere Hände übergegangen, weil der ehrwürdige alte Dr. von Sinsheimer seinen Abschied nahm. Mit diesem Namen ist auch ein großes Stück Politik verknüpft. Er war am 1848 Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, als welcher er am 3. April 1849 dem König Friedrich Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserwürde anbot. Dann im Jahre 1860 wurde er Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses, des Reichstages des Norddeutschen Bundes, sowie des Deutschen Reichstages. Überall, wo er eintrat, hat man ihn sofort zum Präsidenten gewählt, zuletzt im Reichsgericht. Er ist ein stiller, bescheidener Mann, und doch einer der größten Geister. Gut ab! Möge er noch lange leben! Sein Nachfolger, also der jetzige oberste Richter in Deutschland, ist der Staatssekretär Otto von Lehlischläger.

Nun endlich kann der Hinkende losziehen, was er auf dem Herzen hat über sein geliebtes Heimatland Baden. Zwar das schied er vorans: So schön und ruhig ist's nicht mehr wie früher; draußen im Reich stürmt's, und so kommt der Wind auch zu uns, nicht mehr durchs Ramin oder das Schlüsselloch wie früher, sondern durch alle Fenster und Thüren. Dem gerade Baden hat seine Thüren und Fenster gegen das Reich hin vollkommen geöffnet. So zieht's denn auch in Baden ganz abentheuerlich, daß der Hinkende manchmal Seelenrheumatismus und moralisches Zahnwach bekommt. Damit aber der Leser versteht, was der Hin-



fende meint, will er's ihm sagen. Zwar der Leser konnte es allgemach selbst wissen, steht doch bald nichts anderes mehr in der Zeitung als Händel und Streit und boshafte Verleumdung. Früher war nur eine ordentliche Palgerei zwischen den Liberalen und Ultramontanen, und jedermann hat gewünscht, wie er dran war. Da ging's herüber und hinüber, heute mir, morgen dir. Jetzt aber weiß man oft nicht mehr wie einem der Kopf steht. Da giebt's Kartell und Antikartell, heute nicht's mit den Ultramontanen gegen die Sozialdemokraten, morgen mit den Sozialdemokraten gegen die Liberalen u. s. w. Es ist eine Parteiwut eingetreten, daß man oft mit einem Krügel dreinschlagen möchte. Woher kommt das? Daher, daß die Parteien ihr Interesse über ihre Grundzüge und über das Wohl des Vaterlandes stellen. Mag das Ganze zehnmal aus dem Keim gehen, wenn nur die Partei recht behält. So kann der Sinkende als ruhiger Unterthan keinen Schoppen Bier mehr trinken, ohne daß ihn der eine zum Kartell, der andere zum Antikartell, der dritte zum Pessimismus, der vierte zum Unsinne belehren und befehlen will. Christliche Bürger, welche sonst nur die „Karlsruher Zeitung“ mit Ruhe und Andacht lasen, halten jetzt den „Badischen Beobachter“, schwören den Jesuiten Treue bis in den Tod, oder andere haben das Bild des großen Eugen Richter in ihre Staatsstube aufgehängt; jedenfalls sind sie plötzlich Parteimänner geworden, gehn nur noch in die Parteikneipe, und wenn sie dort Gift zu trinken kriegen, rauchen nur noch Parteitabak, und wenn er ihnen die Augen ausbeißt. Kurz, die Welt ist auch in Baden eine andere geworden. Wer's nicht glaubt, der höre nur, was nicht alles gesagt und geschrieben wird. In Karlsruhe fanden im Herbst allein drei Parteiverfassungen statt, eine demokratische, eine konservative und eine ultramontane. In der konservativen redete Herr Stöcker in leidenschaftlicher Weise gegen den Liberalismus, als ob dieser an der Sozialdemokratie schuldig wäre. Nun bittet der Hintende die Menschheit: Wer würde den Ultramontanen noch einen Zaun ins Gebiß legen, wer würde die evangelische Kirche vor diesem grimmigen Feinde schützen, wenn nicht die Rationalliberalen immer die Finger sich verbrennen und die Kaskanen aus dem Feuer holen? Sind nicht an der Spitze dieser Partei fromme evangelische Christen, wie z. B. der Geheimrat Yomen, der langjährige Präsident der General-Synode? Seht euch diese Männer zuerst an, ehe ihr sie wegen Gottlosigkeit beschimpft! Von der andern, der ultramontanen Seite, hagelt's natürlich noch böhere Streiche auf die armen Liberalen und das badische Ministerium. Ja, der ultramontane Feldmarschall Wacker, der Pfarrer von Zähringen, hat es in einer Versammlung zu Ebingen wagen dürfen zu behaupten, die Katholiken hätten schon seit, glaube ich, 30 Jahren das Ohr des Großherzogs nicht. Ist denn das keine Beleidigung dieses edlen Fürsten? Muß er nicht auch die Beleidigungen auf seine Person beziehen, welche sein Ministerium täglich über sich ergehen sieht? Der Sinkende hätte soviel Geduld und Langmut nicht.

Er ist doch ein guter, milder, freundlicher Herr, unser Großherzog Friedrich. Er rechnet sich zu seinem Volke und will in Freude und Schmerz bei ihm sein. So hat er die Nähe nicht gesucht und ist beim Kriegertag in Weinheim von morgens bis abends gewesen. Dermal hat der Fürst das Wort ergriffen, zuletzt auf dem Festplase. Dort hat er mit lauter Stimme den Beruf und das Schicksal des deutschen Volkes verkündigt, immer auf Vorposten stehen zu müssen, denn

die Zeiten sind ernst und wir haben viele Feinde. Bei der Kircheneinweihung in Gengenbach ermahnte er seine Glaubensgenossen von der evangelischen Kirche zu evangelischer Treue, in Kezingen sein ganzes Volk zu gegenseitigem Dulden und Vertrauen. Ja, wenn's beachtet würde, besonders da, wohin es gemeint ist! Aber die thun was sie wollen. — Der Großherzog wohnte wieder den Herbstübungen im Elsaß und Lothringen bei. Wieder wurde er überall begeistert empfangen, besonders in Metz. Ein elsässisches Blatt machte sogar den Vorschlag, Elsaß zu Baden zu schlagen, da ja doch die beiden Völker rechts und links vom Rhein in Sprache und Gesittung sich so überaus ähnlich seien. Doch damit hat's gute Wege. Wir würden uns, wie die Sachen jetzt stehen, nicht einmal drum reißen, in unserer Kammer zu unsern Spektakelmachern auch noch die Franzosenköpfe zu haben. — Unser Ministerpräsident, Staatsminister Turban, hat das hohe Alter von 70 Jahren erreicht. Diese Gelegenheit benutzte er, um einen Teil seiner Geschäfte, nämlich das Ministerium des Innern, an den Staatsrat Eisenlohr abzutreten. Der Großherzog hat es genehmigt und dabei seinem treuen Minister, der schon seit 1876 sein erster Berater ist, den innigsten Dank ausgesprochen.

Sonst war das abgelaufene Jahr ein gutes für Baden. Eine reichliche Ernte hat den Fleiß des Bauern belohnt. Auch der Ertrag des Weinstocks war nicht schlecht, wenn die Weinbauern sich das Spritzen der Reben nicht verdrießen ließen. Sonst gab's etliche Unfälle, wie alle Jahre, im September Hochwasser vom Rhein, wobei die oberen Gegenden nicht wenig litten. Auch brausten mehrmals heftige Stürme übers Land. Der Sturm jedoch, den die Badner gleichfalls am meisten fürchteten, ließ noch gnädig ab, nämlich der sozialdemokratische. Man meinte Wunder, was alles geschehen würde, und siehe da, in dem Mannheim, welches einen Sozialisten in den Reichstag schickte, wurden nur 55 Sozialdemokraten, also etwa ein Fünftel aller Mitglieder, in den Bürgerausschuß gewählt. Nur kalt Blut und nicht verblüffen lassen, und zusammengestanden! — Die Volkszählung im Herbst hat ergeben, daß unsere größeren Städte abermals ins Ungeheuerere gewachsen sind. Mannheim hat jetzt 79000, Karlsruhe 73000, Freiburg 48000 Einwohner. Die Gelehrten fragen sich: Wie soll das noch gehn, wenn die Landbevölkerung so weiter abnimmt und die städtische wächst? Woher nehmen wir denn noch die zuverlässigen, treuen, ruhigen Wähler und tauglichen Soldaten? Das sind wohl keine erfreulichen Zustände, aber das Ding hat, wie alles in der Welt, auch seine zwei Seiten. Es ist jetzt dem armen Odenwälder, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten hungerten, endlich in den Städten Gelegenheit zur Arbeit und bessern Ernährung geboten. Früher hieß es:

Wir Leineweber nehmen keinen Lehrlingen an,  
Der nicht drei Tag' lang hungern kann.

Jetzt ist's besser, und an diese armen Leute muß man auch denken. Nur sollte man rechtzeitig dafür sorgen, daß diese Zuzügler in den Städten nicht verrohen. Man sollte Kirchen bauen, eigene Gemeinden gründen, damit ihnen nicht alle Religion und damit die Sittlichkeit gänzlich verloren geht. — Im April ist das großherzogliche Haus in schwere Trauer versetzt worden. Die Schwester unseres Landesherrn, frühere Prinzessin Cäcilie von Baden, welche an einen russischen Großfürsten verheiratet war, ist plötzlich gestorben. Man sagt, aus Kummer über ihren Sohn, den Großfürsten Michael, welcher wegen seiner heimlichen, nicht



standesgemäßen Vermählung beim Zaren in Ungnade fiel und deshalb aus dem russischen Heere ausgeschlossen wurde. So haben die gekrönten Häupter auch ihr Bündlein Kummer zu tragen. Glücklicherweise erholte sich die Kronprinzessin Vittoria von Schweden allmählich wieder; sie hielt sich während des Winters mit ihrem Gemahl in Agypten auf, jetzt ist die hohe Frau in Italien. Gott schenke ihr Gesundheit und lasse unsere schwergeprüfte Fürstenfamilie auch wieder reichliches Glück erleben. Der Erbgroßherzog Friedrich wurde unter Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade nach Berlin versetzt. Der Hinfende ruft ihm ein fröhliches Glück auf zur fernern Soldatenlaufbahn nach. Aus den übrigen deutschen Bundesstaaten ist nicht viel mehr zu melden. Das Leben des deutschen Volkes hängt mehr und mehr ab von dem Brennpunkt des deutschen Reiches, dem Schlosse zu Berlin, dem Bundesrat und dem Reichstag. Es ist kein Zweifel, daß die Einigkeit der deutschen Stämme trotz des Todes des Begründers dennoch fortbauert, ja zunimmt. Das walte Gott!

Zum Schluß noch etwas, das unser ganzes Volk, ja die Welt angeht. Professor Robert Koch in Berlin hat nach langjährigen anstrengenden Studien ein Mittel gefunden, welches gegen die Schwindsucht helfen kann, wenn es rechtzeitig angewendet wird. Der große Gelehrte hätte damit der leidenden Menschheit eine unzahlbare Wohlthat erweisen, da zudem ohne Zweifel die neue Erfindung bald vervollständigt werden wird. Wie viele Tausende junger lebensfroher Menschen fallen jährlich dieser fürchterlichen Krankheit zum Opfer! Welchen Dank würde sich Koch erwerben, wenn er seine Untersuchungen zu einem wirklich sichern Abschluß fortführen würde! Ganz besonders hat dem Hinfenden das gefallen, daß der Gelehrte von seiner Erfindung keinen Nutzen an Geld zieht, obgleich sie ihn hätte zum Millionär machen können. Ein edles Exempel mitten in dieser geldgierigen Zeit!

Natürlich hat's, wie immer, so auch im vergangenen Jahre leider ebenfalls nicht an Unglücksfällen gefehlt. Eisenbahnzusammenstöße, Überschwemmungen u. dergl. In Norddeutschland gab's große Wassersnot, in Streßfeld ist infolge des Regens ein Haus eingestürzt und hat seine Bewohner in den Trümmern begraben, davon 26 getötet. Ein großes Grubenunglück ereignete sich auf der Zeche „Hibernia“ bei Gelsenkirchen, am 23. Januar, wobei 52 Bergleute getötet, sehr viele verwundet wurden. Eine große Prüfung, die ganz Deutsch-

land, ja die Welt schwer heimfuchte, war der lange, andauernd kalte Winter, doppelt fürchtbar bei den hohen Kohlenpreisen. Wie viel Not mag's da gegeben haben! Und wenn nur nicht erst noch die schlimmen Folgen kommen, wenn nur nicht die Winterfrüchte (die Reben stehen gut) schwer gelitten haben! Das wären wieder böse Ausichten! Will's denn gar nicht besser und wärmer werden in der Welt? Man meint, wir rutschen allgemach gegen den Nordpol zu. War doch der Rhein mehrere Meter dick zu, ja an manchen Stellen fast ausgefroren. Der Genfersee, der Zürichersee waren mit einer Eisbrücke bedeckt, welche die schwersten Lasten trug. In Italien, in Spanien, selbst in Tunis, wo doch sonst eine respektable Hitze herrscht, gab's Schnee und Eis mit großer Kälte. Summa-Summarum: Es hat auch im letzten Jahre wieder Freund und Feind, Friede

und Streit auf Erden und im Reich gegeben. Aber wir sind verschont geblieben von Krieg und Blutvergießen, vor Keil und so wollen wir denn zufrieden sein und mit Gottvertrauen weiter in die Zukunft schauen. Daß wir das dürfen, verdanken wir in erster Linie unserer engsten Freundschaft mit Österreich.

**Osterreich-Ungarn**

ging's zwar wieder lebhaft zu. Die verschiedenfarbigen Parteien des Reiches wollen sich absolut nicht unter einen Hut bringen lassen, und wenn's auch ein goldener ist. Nur in einem Punkt sind sie leider einig, die Herren Böhmen, Kroaten, Serben, Slovenen u. s. w. mit ihrer ruhmvollen Vergangenheit, nämlich im Haß gegen die „Schwaben“, d. h. die österreichischen Deutschen. Jeder Maus-



Professor Robert Koch in seinem Laboratorium.

fallenhändler dünkt sich als ein Kulturträger gegenüber dem Schwab. Das ist der Dank dafür, daß die Deutschen diesen edlen Nationen Lesen, Schreiben und etwas Seite beigebracht haben. So kam denn das österreichische Abgeordnetenhaus vor lauter Anfragen, Beantwortungen und Streitereien mit seinen Verhandlungen nicht vom Fleck, und die Regierung schickte die hochweisen Herren am 26. Januar samt und sonders nach Hause. Ob das neue Abgeordnetenhaus, welches im März zusammenkam, aber besser mit sich fuhrwerken läßt, weiß der Hinfende noch nicht, geschweige denn die Regierung. Ubrigens scheint doch in Osterreich eine bessere Zeit für die Deutschen anzubrechen, denn mit dem Abgeordnetenhaus wurde auch der Finanzminister Dumajewski, ein Hauptfeind der Deutschen, abgickicht; sein Nachfolger, Steinbach, soll zwar gegen die Deutschen nicht so verbißten sein



wie der Völk, aber sie werden dennoch Not haben, sich ihrer Haut zu wehren. Der Kaiser kann eben nicht wie er will, er muß auch auf seine ungezogenen Kinder Rücksicht nehmen, und wenn er sie manchmal am liebsten durchhauen möchte. Eines tröstet uns bei diesen trübseligen Zuständen. Die Freundschaft des Kaisers Franz Joseph, die schon mehr ist als gewöhnliche Fürstentumsfreundschaft; unser Kaiser und der österreichische sehen sich wie Vater und Sohn treu zur Seite. So ist's denn möglich geworden, daß bei den großen Flottenmanövern in Kiel, von denen wir schon erzählt, die österreichische Flotte sich mit der unfrigen in Reih und Glied stellte und mitmanderierete; ein Fall, der sonst in der Welt wohl höchst selten vorkommt. Das lautet auf gute Waffenbrüderschaft im Ernstfalle. Wie die Kaiser, so sind auch die beiden Völker, soweit die deutsche Junge reicht, ein Herz und eine Seele. Das zeigte sich wieder so recht bei dem großen deutschen Sängerfest in Wien Mitte August, wie im Juli zu Berlin bei dem 10. deutschen Bundesfestspielen. Beide Mal, an der grünen Spree wie an der blauen Donau, fanden sich Deutsche aus allen Ländern der Erde, und beide Mal gelobten sie sich treues Zusammenhalten. Nur so weiter! Wir Deutschen wissen endlich, daß und wo wir zusammengehören. Die Regierungen möchten zwar an liebsten die Freundschaft noch enger machen durch einen gegenseitigen Handelsvertrag, welcher die Zölle herabsetzen würde. Allein wo es an den Geldbeutel geht, da hört befauntlich verschiedenes auf, unter anderem auch die Freundschaft und Brüderschaft. Dennoch ist der Vertrag nach vielen Verhandlungen endlich im Monat Mai abgeschlossen worden. Was davon zu halten sei, kann der Hinkende einstweilen noch nicht sagen; er wundert sich auch nicht, daß das Ding nicht so glatt und leicht ist. Haben die deutschen Staaten sich zu einem Zollverein nur nach langen, mühseligen Verhandlungen zusammengefunden, so wird's hier noch viel schwerer gehen. Aber vielleicht lachen dereinst unsere Enkel über die gute alte Zeit, wo man noch Zoll bezahlen mußte, wenn man nach Österreich wollte, wie wir es heute kaum glauben können, daß die badi-schen Schuhmacher einst vor den Zollhäuern angehalten wurden, wenn sie ihr Leder auf der Frankfurter Messe kauften.

Österreich wurde gleichfalls durch Überschwemmungen heimgelacht, besonders das schöne Böhmen. Das berühmte Karlsbad, das Paradies der Dicken, stand im November tagelang bis an die Dächer oder doch wenigstens Fenster im Wasser; Häuser und Brücken stürzten ein, Menschenleben kamen in höchste Gefahr. Als gerade ein Mann mit einem Seil aus den Kluten gezogen werden sollte, brach das Seil, ein Schrei des Entsetzens stieg in die Lüfte, und als man sich umsah, war der Bürgermeister von Karlsbad, Dr. Knoll, vor Schrecken vom Schlaganfall getroffen worden. Noch gefährlicher ging's in der alten Stadt Prag zu. Dort wurde im September ein ganzer Stadtteil von der Moldau überflutet, Tausende von Menschen obdachlos. Am 4. September geschah endlich etwas für den Prager Furchtbaren: Die alte Karlsbrücke, das Wahrzeichen der Stadt, neigte sich und stürzte mit donnerähnlichem Krachen in die gelben Fluten. Das war gerade soviel, als wenn das Münster in Strassburg oder das Hofbräuhaus in München plötzlich von der Erde verschwinden würden. Nur ein Bogen, mit dem Standbild des heiligen Nepomuk, blieb stehen. Wer will, kann das als ein Wunder ansehen. Dem Hinkenden aber wäre es lieber, der heilige Nepomuk wäre ins

Wasser gefallen als die zwei unschuldigen Knaben und die 19 tapfern Pioniere, welche dabei umkamen. Der Heilige hätte es vertragen, inntemal er von Stein ist und kein Wasser schluckt. Sonst machen die Böhmen allerhand Skandal. Die sogenannten Altszechen, welche die Händel mit der Regierung in Wien und den Deutschen im Lande anfangen, mußten erleben, daß sie von den sogenannten Jungtschechen an die Wand gedrückt wurden, welche natürlich noch viel rabiater sind als die Alten. Sie geben nämlich auf nichts Geringeres aus, als das deutsche Wesen völlig zu vernichten. Es ist ein Verzweigungskampf, den unsere Stammesgenossen führen müssen, und sie haben's nötig, daß wir sie unterstützen durch die öffentliche Meinung und durch Beiträge an den Deutschen Schulverein. Wir müßten wahrhaftig wenig deutsches Ehrgefühl haben, wenn wir kein Herz hätten für die bedrängten Brüder. Daß die Ultramontanen in ganz Österreich gegen die Deutschen wütheten, ist nichts Verwunderliches, aber dennoch lehrreich.

Noch etwas aus Österreich: Seit vorigen November ist Johannes Orth, von dem der Hinkende im letzten Malender erzählt hat, verischwunden. Er hatte sich als Kapitän auf seinem eigenen Schiffe eingeschifft, samt seiner jungen Frau, und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Man kann nichts anderes mehr denken, als daß er in den Herbststürmen ungelommen ist. Das ist ein trauriges Ende. Der Überdruß am Hofleben, etwas angeborener habsburgischer Hang zur Schwermut, sowie die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen und zu bürgerlicher Arbeit hat den seltsamen erusten Mann aufs weite Meer getrieben, und das Meer hat ihn verschlungen. Er war sicherlich ein Fürstentum, wie es nicht viele giebt. Der Hinkende hätte ihm ein besseres Schicksal gegönnt.

Und nun hinüber zum andern guten Freund, dem Bruder Italiano.

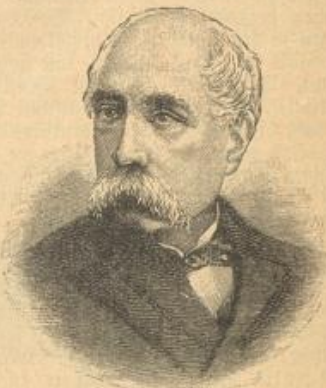
## Italien

hat allerlei Seltsames erlebt. Zunächst einmal den strengen Winter, der mit Eis und Schnee derart kam, daß ganze Bahnzüge stecken blieben. Das thut weh, wenn man keinen Ofen, kein Holz, keinen Mantel, ja nicht einmal Schuhe und Strümpfe hat, geschweige denn eine Wohnung. Da ist böß unter den Pomeranzenbäumen schlafen. Indessen die Italiener lassen sich dadurch nicht umbringen. Wenn die Sonne brennt, schlagen sie einen Purzelbaum und der Winter mit seinen Plagen ist vergessen. — Ein Ereignis, welches großes Aufmerken verursachte, glücklicherweise aber kein Menschenleben, sondern nur viel Tinte kostete, war folgendes: Eines Tages fuhr der Papst in seinem Wagen über seine vatikanischen Gärten hinaus, trotz der Vorstellungen des entsetzten Leibjungen. Der geneigte Leser meint nun, das sei nichts Sonderliches. Aber er weiß nicht, daß der Papst sich für einen Gefangenen ansieht, seitdem Rom italienisch ist, obgleich ihn niemand gefangen hält. Die große Welt meinte nun, diese Ausfahrt bedeute irgend etwas sehr Wichtiges. Vielleicht aber ist's nichts anderes gewesen, als daß der heilige Vater nur dem Leibjungen einmal zeigen wollte, daß er auch einen Willen habe und daß er wenigstens noch seinem Kutscher befehlen dürfe.

Wichtiger als diese Ausfahrt ist das Schicksal unseres treuen Freundes, des Ministerpräsidenten Crispi. Zwar daß derselbe in Italien zahlreiche mächtige Feinde hatte, wußte die Welt schon lange; es waren dieselben, welche unserem Bismarck das Leben sauer machten, die Radikalen und die Schwarzen. Aber man hatte auch schon oft ge-



sehen, wie er mit der Gesellschaft fertig wurde. Er im September jagte er den Finanzminister Reismit-Doda in barocker Form davon, weil er ihn nicht variierte; und im November errang er einen glänzenden Sieg über seine Gegner bei den Parlamentswahlen. Seine Stellung schien gesicherter als jemals, und der Dreibund unerschütterlich. Aber am 31. Januar gab es eine stürmische Sitzung. Crispi machte leidenschaftliche Ausfälle gegen die Gegenpartei, und das ganze Haus wurde verstimmt. Einige Abgeordnete verließen den Saal, und bei der Abstimmung fiel Crispi's Antrag durch. Das bedeutet in parlamentarischen Staaten soviel als Entlassung. Da in der Finanzlage Italiens auch ein sachlicher Grund vorhanden war, nahm Crispi seinen Abschied unter rasendem Jubel der Schwarzen und Franzosen. Das ging rasch und unvermutet, am allermeisten für Crispi selbst. Aber auch für uns, da wir die Freundschaft Italiens in diesem mächtigen Minister verbürgt sahen. Indessen sein Nachfolger, der Marchese von Rudini, obgleich etwas mehr zu Frankreich hinneigend, hat doch sichere Erklärungen gegeben, daß er am Dreibund nicht rütteln wolle. Vielleicht dauert es auch nicht lange, so siet



Crispi.

der alte Crispi wieder auf seinem Ministerstuhl. So können wir einstweilen ruhig schlafen. — Am 17. Oktober brannte eines der herrlichsten Kunstwerke Italiens, der Dom von Siena, teilweise ab. Am 23. April fand in Rom eine fürchterliche Pulverexplosion statt, die in der ewigen Stadt viel Unheil anrichtete, doch glücklicherweise nur ganz wenigen Menschen das Leben kostete. Ein Verbrechen war nicht festzustellen. — Am 1. Mai, dem Arbeiterfeiertage, gab's in Rom viel Standal, es sind eben heißblütige Leute, die Italiener. Das Militär hielt sich vernünftigerweise sehr zurück.

Nun müssen wir, ob wir wollen oder nicht, von den guten Freunden weg zu unsern Feinden.

### Frankreich

liegt noch immer auf der Lauer wie ein bissiger Drache, und würde gerne nach unsern Baden schnappen, wenn es nicht Angst hätte vor dem deutschen Krügel. Einstweilen machen die Franzosen krampfhaft Anstrengungen, um die russische Freundschaft zu erbetteln. Was die Dame Frankreich nur dem haarigen Kosaken Liebes an den Augen absehen kann, das thut sie mit zuckersüßen Lächeln. Als der Präsident Carnot vom Zaren den höchsten russischen Orden, den Andreasorden, erhielt, waren die Franzosen ganz aus dem Häuschen. Dagegen konnten sie sich nicht trösten, als der russische General Seliverstov in Paris durch einen Mihilisten ermordet wurde und gar ein Glied des russischen Herrscherhauses, der Herzog von Leuchtenberg, im Januar zu Paris starb. So etwas ist doch wahrhaftig noch nie dagewesen, daß ein freies Volk, dazu

noch eine Republik, sich vor dem abfoltesten Tyrannen in den Staub wirft. Alle Augenblicke ist wieder etwas Neues los. Heute kommt der Kosak Adimov nach Paris und wird empfangen wie ein Gott, morgen trifft in Paris ein russischer Lieutenant Winter ein, der den Weg von Rußland nach Frankreich zu Fuß gemacht hat, was übrigens der Hinkende auch könnte. Der Lieutenant wird vor Liebe fast aufgefressen. Endlich, im März, hat die Narrheit sogar auf Stelzen

gehen müssen. Ein Franzose begann wahrhaftig auf zwei Stelzen die Reise von Paris nach Moskau! Das geht allerdings noch über den Yahrer Hinkenden, der ja gottlob nur eine Stelze hat. Nächstens wird vielleicht ein Franzose nach Moskau auf den Händen marschieren oder gar — mit Verlaub — auf dem Hintereu rutschen. Alles ans Holz gegen die Deutschen. Dieser Holz hat im Februar beinahe schlimme Folgen haben können. Nämlich die Kaiserin Friedrich unternahm mit der Prinzessin Margarete einen Besuch in Paris, um die französischen Künstler zur Ausstellung in Berlin anzuführen. Die hohe Frau wollte zwar jedenfalls auch, daß es gefährlich sei, in die Höhle des Löwen zu gehen, allein sie dachte, einen Rubin



Rudini.

wären sich die Franzosen doch aus ihrer Glanzen bewahrt, nämlich die Höflichkeit gegen Damen. Aber sehr geschossen. Anfangs waren die Gallier ganz anständig, die Künstler sagten auch zu, aber da kam der große Mann Frankreichs, der Held Deroulede, riß sein Mantelweit auf und protestierte im Namen von Elsas Pothringen gegen die Anwesenheit der Preussinen. Anstatt daß nun die Regierung diesen Narren ins Hüßli gesetzt und ihm einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte, wurde sie ängstlich, die Künstler zogen ihr Versprechen wieder zurück, und selbst die wohlmeinenden Blätter rieten der Kaiserin, schleunigt abzureisen. Glücklicherweise erfolgte eine wirkliche Beleidigung nicht, sonst hätten wir vielleicht den Krieg gehabt. So läßt sich Frankreich durch ein Großmaul einschüchtern. Das war die Antwort darauf, daß Kaiser Wilhelm der Akademie der Künstler sein Beileid beim Tode eines Künstlers ausgedrückt hatte. Na, wartet, versteht ihr nicht Freundschaft, versteht ihr was anderes, dachte der Reichskanzler und strafte die Künstler, indem er sofort die Postmengen verschärfte. 's ist zwar für die Kaiserin empfindlich, aber wie es

geht, den Sad schlag' ich und den Eiel meine ich, we denn auch der Eiel wohl merkte, daß e r gemeint war. Die Kaiserin erschrafen aber weidlich und meinten, das sei sonderbar, und was gingen sie denn die Pariser Narheiten an? Und der Landesanschuß sandte sofort eine Deputation an den Kaiser, sie wollten ja gern die Thatsachen von 1870/71 anerkennen und nicht auf die Franzosen hören. Die Antwort des Kaisers war demnach, daß sie sich sagen konnten: Wenn wir nicht vernünftig





werden und uns von den Franzosen losmachen, so werden wir gehauen. Die Franzosen aber machten dumme Gesichter, und keiner wollte es jetzt gethan haben; sie wären herzlich froh gewesen, die Preußens wären wieder gekommen. Denn daß die Elsäßer allgemach von den Franzosen nichts mehr wissen wollen, wenn ihnen deren Liebenswürdigkeit Siebe einbringt, das ist doch klar.

Am 17. März verstarb in Rom Prinz Jérôme Napoleon, genannt Plon-Plon, das Haupt der Bonapartisten, der Schwager des Königs von Italien. Er war zwar kein Dummkopf, auch gutmütig, hat aber miserlich gelebt und ist als ein Gottesleugner gestorben, entzweit mit seinem ältesten Sohne. Der Mann war Frankreich nicht gefährlich.

Aber was macht denn der andere Held, Freund Bonaparte? Von dem wollen die Franzosen fast nichts mehr wissen, denn er hat sie elend blamiert. Es stellte sich nämlich heraus, daß dieser Abgott Frankreichs ein jämmerlicher Schuft ist. Er hat mit allen den Herren zugleich in Verbindung gestanden, welche gerne wieder auf dem französischen Thron saßen, und hat von ihnen allen Geld genommen, d. h. wenn sie welches hatten und ergaben. Besonders ist eine Dame hereingefallen, die

Merbings auch nicht zu den Gekerktesten gehören mag, die Herzogin von Orleans, welche er um nicht weniger als 3 Millionen Franken geprellt hat. Diese Herzogin ist die Enkelin einer weltberühmten Champagnerkellerei, daher der Hintende froh ist, daß ihm seine Mittel keinen Champagner erlauben, sonst hätte er am Ende auch zu den drei Millionen angeheuert. Das allerhöchste ist jedoch, daß Bonaparte, als die Geschichte heraustrat, dem Publikum bekannt zu machen, er sei in intimen Verhältnissen mit obiger Dame gestanden. Das war denn doch selbst den Franzosen zu stark, und der „Figaro“ hat dem Windbeutel ganz gehörig gezeuht. Nur ein Pächeln hatte er jedoch, als man erfuhr, der Herzog von Orleans, der im vorigen Jahr absolut Rekrut werden wollte, habe sich wieder einmal 14 Tage, als Diener bedient, bei einer hübschen Sängerin in Paris herumgetrieben. — In Tonkin wird den Franzosen immer oder tüchtig zur Aber gelassen, denn die Tonkinesen wollen gar nicht einsehen, was sie für Vorteile haben können, wenn sie französisch würden. Leider fließt in diesen Kämpfen auch deutsches Blut. Wieso denn? Nun, es sei gerade herausgesagt: Mancher nichtsinnige Schlingel — der Hintende kennt mehr als einen, aus dem Elsaß besonders, aber auch aus dem übrigen Deutschland — brennt durch, wenn er zum deutschen Militär soll, und läßt sich für die französische Fremdenlegation in Algier anwerben. Man sollte es nicht glauben, er der Hintende könnte ersichtende Beispiele anführen. Zwei Jahre im Vaterlande zu dienen, ist ihnen viel, und so dienen sie lieber fünf Jahre in Algier, sie schlimmer als das Vieh behandelt werden. Wenn dort an Leib und Seele ruinirt sind, dann melben sie häufig noch zu den tonkinesischen Truppen; in dort hoffen sie bald zu sterben und des Elends zu werden. O Jammer, o Jammer! Man greift sich den Kopf, ob das möglich sei; leider aber geschieht's, und gar nicht selten. — Am 1. Mai, dem Weltfeier-

tage der Arbeiter, floß in Frankreich viel Blut. Das schwer gereizte Militär schoß in Journies auf die spektakelnden Massen. In der Kammer erfolgten heftige Angriffe auf das Ministerium, besonders auf den energischen Minister Coustans, der auch Boulanger den Garaus gemacht, aber dasselbe blieb fest und erhielt ein Vertrauensvotum.

Da der Hintende sich bereits geärgert hat, obgleich er am frühen Morgen dieses schreibt, so will er sich gleich weiter ärgern und unserm Feind im Osten den Kopf waschen, denn er hat's nötig, wiewohl er nicht auf den Hintenden zu hören scheint.

### Rußland

ist für uns ein Feind, so gefährlich wie Frankreich. Seit langen Jahren schon rüstet dieser Staat langsam aber sicher und unaufhörlich. Die Truppen werden aus dem weiten Bauch des gewaltigen Reiches nach und nach an die Westgrenze geschafft, Eisenbahnen werden nach dem Innern gebaut, um den Weg nach dem Westen leichter zu machen, Waffen, Pferde, Pulver und Blei werden aufgespeichert. Gegen wen? Gegen uns! Der Leser bekommt einen Schrecken. Was haben denn wir dem Russen gethan? Was will er denn von uns?

Lieber Leser: Was hat der ehrliche Mann dem Wucherer oder Räuber gethan? Nichts, aber der Schuft will sein Geld. Die Russen haben die halbe Welt, sie möchten gerne die ganze haben. Und daß es noch einen Staat giebt, nämlich das Deutsche Reich, welches den Russen widersteht, das wurmt die Moskowiter und sie brüten und brüten Nacht Tag und Nacht. Es ist zu fürchten, daß mit Rußland uns ein erster Kampf bevorsteht. Gott verhüte es dennoch in Gnaden. In dem Koloskumort's ja auch, als ob er eines Tags zerplatzen wolle. Die Nihilisten haben das Schwert immer noch über dem Haupt des Zaren hängen lassen. Der Zar sucht sich zu wehren wie er kann, seine geheimen Spürhunde



Prinz Jérôme Napoleon †.

bringen in den Frieden der Familien ein und spüren nach nihilistischen Männern und Frauen. Keiner weiß, ob nicht sein bester Freund ein Nihilist oder Spion ist. Nicht bloß die Nihilisten rühren sich, sondern auch die Edelsten der Nation, welche die unerträgliche schmachvolle Tyrannei nicht mehr ansehen können und auf gesetzlichem Wege dem Volke Freiheit verschaffen möchten. Aber schon das bringt sie auf den Schlitten. Wehe dem, gegen welchen ein Verdacht aufkommt! Ohne Urteil und Verhör wird er auf einen Schlitten geladen und fort geht's, über den Schnee hin nach Sibirien, wo alles Leben erstarrt. Dort giebt es einsame Verbrecherkolonien, in welchen zum Teil edle Männer und Frauen, Mütter und Tochter, Brüder und Schwefter in den entsetzlichen mörderischen Quecksilberbergwerken schwere Zwangsarbeit verrichten, der Willkür der Kosaken preisgegeben, des Nachts in elende Blockhäuser zusammengepropft, ohne Hoffnung auf Heimkehr. O Erde, wenn du wüßtest, welche Greuel und welchen Jammer du trägst, du würdest dich trotzig schütteln und die Menschheit vernichten. — Ein nütziger Engländer ist in jene Höhlen des Jammers vorge drungen und hat der Welt ihre schauerlichen Geheimnisse enthüllt. O Ende des glorreichen neunzehnten



Jahrhunderts! In den deutschen Ostprovinzen geht die Bekehrungsarbeit der Russen ruhig weiter. Die evangelischen deutschen Bewohner, welche dem russischen Staat die treuesten Beamten, die tapfersten Offiziere, die größten Gelehrten lieferten, werden in ungläublich roher Weise behandelt. Am 1. April 1890 wurden in Riga und Reval alle kirchlichen evangelischen Behörden aufgehoben. Nun ist aber dort evangelisch und deutsch einerlei; ist die evangelische Kirche, die evangelische Schule vernichtet, so folgt das Deutschtum nach. Sang und Klanglos, ohne Hilfe, ohne Ermunterung, ohne Klage sinkt das deutsche Wesen in das Grab. Der alte Dom zu Riga, der Zeuge einer jahrhundertlangen deutschen Kulturarbeit, wird vielleicht bald die russischen Kopfen aufnehmen. Ist denn niemand da, welcher hilft? Wenn derart mit den katholischen Russen umgegangen würde, so würde sich die ganze katholische Welt von China bis nach San Francisco wie ein Mann erheben. Die Protestanten leiden und schweigen. Viele der unglücklichen Kurländer verlassen weinend ihre Heimat, wie einst die Salzburger. Viele evangelische Prediger schmachten bereits im Gefängnis, gemein wie Verbrecher behandelt, weil sie sich als Hirten ihrer Herde annahmen. O Toleranz des neunzehnten Jahrhunderts! Auch sonst geht's russisch her in Russland. Es passiren allerlei nette Stücke. In Warschau wurden drei Einjährige nach oberflächlichem Gericht auf Befehl des Generals erschossen, weil sie verdächtig waren, einen Feldwebel ermordet zu haben. Nachher stellte sich die Unschuld der Ermordeten klar heraus, aber die Behörden wurden angewiesen, die Geschichte zu unterdrücken, und die armen Eltern durften nicht einmal Seelenmessen lesen lassen für die unschuldig Hingerichteten. Bei Odessa wurde eine großartige Papiergeldfälscherei entdeckt, welche für 2 Millionen Scheine in den Verkehr gebracht hatte. Bei St. Petersburg entstanden große Bodenbrände im Dorfmoos. Die Bauern sahen stumpfsinnig zu, wie ihr Grund und Boden verbrannte, zuckten die Achseln und sagten: „Es ist Gottes Strafe. Was ist da zu machen?“ Und die wollen uns bezwingen? Die wollen mit Hilfe der Franzosen über uns herfallen, uns vernichten? Die wollen die Welt erobern? Nein, das soll nicht geschehen, oder es müßte keine göttliche Weltregierung geben. Aber ernste Zeiten stehen uns bevor, wenn nicht der russische Kolos noch vor der Zeit in sich selbst zusammenstürzt. Aber einstweilen ist es unsere Pflicht, durch äußerste Anstrengung aller unserer Kräfte uns bereit zu machen, der Gefahr zu begegnen. Ob wir wollen oder nicht, ob es uns wohlthut oder wehe, wir müssen unsere Heere furchtbar ausrüsten, und der ist ein Verräter, der gegenwärtig dafür nichts opfern will. Es wird diese Gewitterschwüle auch einmal wieder weichen, wir werden wieder freier atmen und in Werken des Friedens unsere Kräfte anspannen. Jetzt ist noch nicht die Zeit dazu gekommen.

Der Hintende ist ernst geworden, aber er kann nicht anders, er muß die Wahrheit sagen, ob sie süß ist oder bitter. In diesen gefährlichen Zeiten haben wir leider keinen zuverlässigen Freund an

**England.**

Allerdings haben die Engländer schmunzelnd Banzibar und ein großes Hinterland dazu eingetauscht. Daß sie mit dem Handel zufrieden waren, ist daran zu erkennen, daß im Parlament die Opposition schwieg, was sonst gar nie vorkommt. Auch die Blätter waren darin einig, nur einige mußten sich so stellen, als ob

sie nicht ganz mit der Geschichte zufrieden wären; sonst wäre die liebe Eintracht für uns Deutsche denn doch gar zu lehrreich gewesen. Aber Verlaß ist deshalb auf die englische Freundschaft nicht. Sobald ein anderes Ministerium ans Ruder kommt, kündigt es sich um die Verträge des Vorgängers den Kuckuck. Zudem meint der Hintende, die Engländer hätten uns eher nötig als wir sie. Denn im Innern Englands sieht es gar zu sehr aus. Im Juli streikten zu London die Briefträger, also bekam der Kaufmann keine Nachrichten aus Indien und die Köchin keinen Brief mehr von Tambour. Am nun über die englischen Stephensnaben Herr zu werden, hätte man Schutzeute gebraucht. Aber die Schutzeute, die Männer der Ordnung, sungen auch zu streiken an und die Langfinger hatten gute Tage. Um streikende Schutzeute wieder zur Reason zu bringen, muß man Militär rufen. Aber siehe da, die Mannschaften eines Garderegiments streikten auch, d. h. sie verweigerten den Gehorsam und empfangen den Obersten mit Schreien und Pfeifen. Sie wurden nach der Kapstadt auf zwei Jahre verlegt. Ein Garderegiment im Zaum halten will, so ist nötig, daß man andere hat, auf die man sich verlassen kann. Aber auch an andern Orten gärt's, in Chatam zerstörten die Soldaten ihr Geschütz und Sattelzeug und weigerten den Gehorsam. Das kommt daher, daß in England kein Bürgerweh, sondern noch ein altmodisches Soldatenweh existiert. Die jungen Engländer halten es freilich für angenehm, in Baden-Baden oder sonstwo den hochnastigen halbverrückten Lord zu spielen als Dalton, wie wir, den Schießprügel zu schwingen. Sie werden die Folgen schon spüren! Von den andern Zwecken der Hintende nur noch den der Tausende von Eisenbahnarbeitern in Schottland im Monat August erwähnt. In den meisten Fällen waren die Streikenden siegreich, was ja nur zu weiterem ermuntern wird. Der meiternden Soldaten haben sich sogar die Krugler im Parlament angenommen, so daß der Kriegsminister Rot hatte, sich vor derartigen Klugheiten der Volksvertreter zu retten. — Am Ende streikten gar noch die Kalendermacher. Dann wissen die Sonne und der Mond nicht mehr, wann sie auf- und untergehen sollen und die ganze Welt gerät durcheinander, oder die Engländer müssen sich alle den Fahrer Hintenden kanten. Zu diesen Beunruhigungen kommt nun noch die seit offene Wunde Englands, die Verhältnisse in Irland. Indessen haben diesmal die Irländer einander selbst geprügelt. Nämlich ihr Führer, Parnell, hat sich in einem Ehehehdungsprozeß als ein langjähriger Ehebrecher entpuppt. Darob große Entrüstung bei den scheinheiligen Engländern. Der alte Gladstone, der ein Zeitlang mit den Irländern gemeinamte Sache gemacht hatte, sagte sich feierlich von Parnell los, froh, so billig von dem gefährlichen Bruder wegzukommen. Aber auch die Iren selbst schüttelten den Kopf und wollten den Ehebrecher absehen. Allein das ging nicht so einfach. Parnell kämpfte durch die Nacht seiner gewaltigen Persönlichkeit die Feinde nieder und behielt das Feld. Nur gab es einige heftige Prügeleien, wobei bei Parnell eine Ladung Kalk in die Augen geworfen wurde; er bekam davon ein heftiges Augenleiden, arbeitete aber immer weiter. Etliche Zeit darnach richtete sich die Parnelliten dadurch, daß sie einem Segner ein Auge ausschlugen. Das sind so irische schlagende Gründe, zeugt aber von einer bedenklichen Verbotsung des öffentlichen Lebens, wie sie ja allerdings kein Wunder ist, die Engländer haben sich an Irland





schwer verjüngt. — In England hat der strenge Winter natürlich gleichfalls vieles Elend hervorgerufen. In London allein waren zeitweise anlich 90000 Arbeitslose angemeldet. Auf der einen Seite ein schwindelerregender Reichtum, auf der andern schreiende, wildempörte Armut. Das ist in England das Zeichen der Zeit. Behüt' uns Gott, daß wir diesen Freund nicht brauchen, sonst könnten wir elend zu Schanden werden

### Belgien

hat wieder seine unentbehrlichen Arbeiterunruhen gehabt, und, was noch schlimmer ist, auch Unruhen beim Militär, welches freilich, wie das englische, ein Soldnerheer ist, aber auch bei den Militärtruppen Belgiens Fir- stenhaus wurde von einem schweren Unglück heimgesucht: der Thronfolger, Prinz Balduin von Flandern, ein Neffe des Königs, starb im Januar ganz schnell an einer Lungenentzündung. Der Prinz Albert, auf welchen die Thronfolge nun übergeht, ist erst 15 Jahre alt. Dazu paßt schlecht der internationale Bergarbeitertag in Paris im April, wo vom Achtstundentag und allgemeinen Weltstreik, besonders zum Besten der belgischen Arbeiter, die Rede war. Beim Kongreß war es dem deutschen Abgeordneten Schröder vorbehalten, zu erklären, für den Sozialisten gäbe es kein Vaterland. Bei Pittich wurde ein Wagen mit 8000 Dynamitpatronen, begleitet von einigen Sozialisten, weggenommen. Wäre diese Ladung entzündet worden, so hätte sie ganz Brüssel in die Luft sprengen können. Belgien, der ultramontane und parlamentarische Kaiserstaat, raucht sich allmählich gut an! In den nahen



Adolf, Großherzog von Luxemburg.

die Regentenschaft geführt hatte, wenn auch diesmal von auswärts, nachdem er im Jahre 1889 wieder aus Luxemburg abziehen mußte. So wäre denn Europa wieder um eine neue Großmacht vermehrt! Dem Großherzog gönnt der Hintende nach den schweren Wechselfällen seines Lebens einen heitern Lebensabend.

In dem Lande, dessen König ein Kind ist wie in Holland, nämlich in

### Spanien,

geht es ganz ruhig zu, d. h. verhältnismäßig, die Regierung hat bei den Senatswahlen im März eine Mehrheit von 190 Stimmen erhalten; ein Zeichen, daß dem spanischen Volke die Ruhe endlich auch wohlthut. Nur die Schwarzen, die aber in dem



Wilhelm, König der Niederlande, 7.

schwarzen Spanien kohlspchabenschwarz sein müssen, machten etwas Spektakel auf einer Katholikenversammlung in Saragossa. Katholikenversammlung! Als ob sich in Spanien überhaupt auch andere Leute versammeln könnten als Katholiken. Jede Kontrollversammlung ist dort eine Katholikenversammlung. Aber es muß eben ein wenig über die Regierung geschimpft werden, und wenn sie so schwarz ist wie die spanische.

Etwas lebhafter ging's zu in

### Portugal,

da gab's ein Revolutionöchen in Lissabon, der zweiten Stadt des Reiches; ein Advokat und ehrgeizige Offiziere zettelten einen Aufstand an, der jedoch bald niedergeschlagen war. Etwa 30 Personen sind dabei gefallen. Zwar ist's noch nicht ganz ruhig, und noch vielerlei möglich, bevor der Leser den Kalender in die Hand bekommt. — Auch die

### Schweiz,

das friedlichste Land der Welt, hatte diesmal ihr Revolutionöchen. Im Tessin empörte sich die unterdrückte liberale Minderheit und jagte die ultramontanen Behörden davon. Die Verschwörung war höchst fein eingedelt, wie das die Italiener überhaupt gut verstehen. Der Oberst und Bundeskommissär Künzli stellte leicht die Ruhe wieder her, und die Tessiner erhielten eine neue und bessere Verfassung. Es war ein Sturm im Wasserglas, hat aber doch dem Regierungsrat Rossi das Leben gekostet.

Die Schweizer wählten zum sechsten Male denselben Mann zum Bundespräsidenten, Emil Welti, den bedeutendsten Kopf des Schweizervolkes, der sich besonders auf dem Gebiet der Post und des Eisenbahnwesens große Verdienste erworb. Dem großen Landsmann



Emil Welti, Schweiz. Bundespräsident.

### Niederlanden

ist König Wilhelm III. am 23. November seinem schweren Leiden erlegen. Die Regierung geht auf seine kleine Tochter Wilhelmine über, in deren Namen die Königin Emma als Regentin gebietet. Von König Wilhelm erzählt man manches Gute. Es kam ihm nicht darauf an, persönlich einmal bei Überschwemmungen im schwankenden Kahne retten zu helfen oder einen großen Teil seines Vermögens auf einmal für die Beschädigten hinzugeben. Unser Freund war er gerade nicht, aber dennoch ein ehrenfester, treuer Mann aus deutschem Fürstenblut. Damit ist auch in

### Luxemburg

endlich Großherzog Adolf endgültig eingezogen, am 8. Dezember, nachdem er schon seit Anfang November





und Jugendfreund Pestalozzi wurde an der Stelle seiner Hauptwirksamkeit, in Yverdon, Kanton Waadt, ein schönes Denkmal gesetzt. Das geht auch alle Völker an, denn Pestalozzi gehört der Menschheit. Ebenso der Dichter Gottfried Keller in Zürich, welcher am 13. Juli gestorben ist, ein kräftiger, kerniger, volkstümlicher Poet.

### Heyenkessel an der Donau,

wo es immer siedet und brodeln, war's gottlob wieder ordentlich ruhig. Die Türkei steht immer noch, weil sie nicht weiß, wohin sie fallen soll. In Armenien haben zwar die Türken ein großes Blutvergießen zustande gebracht, weil ein Armenier zum Schutze einer Kirche einen türkischen Offizier erschoss, welcher die Kirche entweichte. Darauf wurden 3 Regimenter nach Erzerum entsandt, welche in türkischer Tapferkeit 100 Armenier töteten, 400 verwundeten, und zwar alt und jung, Männer und Weiber. In Serbien streitet sich Vater Milan mit seiner Gemahlin um den Einfluß auf den Sohn, den jungen König. Als der König a. D. zur allgemeinen Freude wieder das Land verließ, dankte ihm die Kammer für diese Wohlthat und bat die Königin, dem Lande eine äbn-



Sitting Bull.

etliche Ansiedlungen, raubten und mordeten, und die Amerikaner schickten Truppen gegen sie. Diese „civilisierten“ Soldaten haunten denn unmenslich gegen die Indianer und erstickten den ohnmächtigen Aufstand in vielem Blut. Bald wird „der letzte Sioux“ von der

schwennungen. Das ist dort unvermeidlich. Als ob nun die Amerikaner einen Jörn auf das ungehörtere Europa hätten, thun sie uns von Zeit zu Zeit etwas Herzeleid an. Die sogenannte Mac-Kinley-Bill führte ungeheure Zollsätze für die aus Europa kommenden Waren ein. Unsere Handelswelt ist dadurch schwer geschädigt, aber sie kann nichts machen. Solange Europa unter sich uneinig ist, muß es sich die amerikanischen Unverschämtheit gefallen lassen. Nur die Indianer in Nordamerika lassen sich nicht alles bieten; sie empörten sich einmal wieder. Den Häuptlingen der Sioux „Sitting Bull“ und „Stachelschwein“ war Ende Dezember der Messias erschienen und hatte den Untergang der Weißen und den Sieg der Rothhäute verkündigt. Daran gerieten die armen Tröpfe in wahnsinnige Aufregung, in der sie den ganzen Tag den wilden Kriegstanz aufführten, aufgestachelt von dem verschämigten Sitting Bull. Das weitere kann man sich denken: sie überfielen

und der Sinten den. Die amerikanische Regierung verläßt ihnen das Ende durch alle möglichen Qualereien und Betrügereien. **Sch! amerikanisch!**

In Südamerika gab's im August eine Militär Revolution in Buenos-Ayres, der Hauptstadt des finanziell ruinieren Argentinien; es ging gegen die Regierenden, welche die Gelder des Staates in schamloser Weise plünderten. Der Präsident

Selman, der Hauptkujon, mußte abdanken, 1000 Menschen wurden beim Aufstand getötet, über 5000 verwundet. Zu gleicher Zeit fast führten die Republikan San Salvador und Guatemala „Krieg“ miteinander, wenn man es so nennen will, wobei der salvadorische General Rivas gegen den eigenen Staat meuterte. Er wurde kriegsrecht-



Kriegstanz der Indianer.

Die Bulgaren werden vielleicht auch einmal mit ihren Feinden abrechnen dürfen. Und nun noch rasch eine Reise um die Welt. **Amerika** hatte wieder seine Wiebelsstürme, Erdbeben und Über-

der Minister de  
Zuletzt zu  
und fouders t  
die Schönerheit  
de Mann ergriffe  
während  
während  
die herangebrachte  
Nationalität  
ist, so  
Ziel und hand  
ist der Fort über d  
Writ  
Zwischenkrieg  
ist der Fehler bereit  
er nicht in der  
die Frau Dr. Peter  
Lepetit geform  
von den Engländern  
Zuletzt geht h  
eine Fortsch nach  
und widersprechende  
denkt aus Überd  
den sich in seinem  
eine große Zeit  
den festhalten  
die aber nicht vor  
sich festset. So  
den wider Willen i  
der Amerikaner d  
die Hände. Er felt  
den, auch kein  
Möglichkeit zurück  
und der Sinten  
den der Staaten p  
die Regeln vor der  
die große Gefährdung  
man zu lassen, sond  
den unglückliche  
den bewahren Ex  
den Wille anmacht  
den nicht da und  
den kann wie der  
den hat, der jährel  
den nicht mehr noch  
den wenn er einmal  
den im Einkunde sich  
den er auch kunden  
den Wapen. Wifins  
den als bewichte R  
den zu vermeiden. Ein  
den Schonen und Gini  
den der Schicks mit u  
den nicht. Doch es fe  
den schenkt der Engländer  
den waren überall t  
den Familie hätten f  
den lassen anspornen  
den man zu len Den  
den nicht den Figur d  
den gar Verfügun  
den Corische Künzel m  
den werden. R  
den. Der letzte Ge  
den trage des Zaltans  
den zu haben, da die Z  
den nicht glänzen glänze



lich erschossen, der Minister des Äußern wegen Landesverrats verhaftet. Saubere Zustände. Diese „Regenten“ scheinen samt und sonders keinen Hausrick wert zu sein. In Chile (Südamerika) geschah desgleichen im Februar. Die Flotte empörte sich und beschoß unbarmherzig mehrere Städte, während die Truppen treu blieben. Eine Entscheidung ist bisher nicht erfolgt, doch hat der hin- und herwogende Kampf bereits fürchterliche Opfer an Blut und Nationalvermögen erfordert. Wenn man diese Geschichten hört, so wird einem daheim wieder etwas wohlher. Das sind saubere Republiken!

Nun noch ein Wort über die Kolonien in

### Afrika.

Von dem Staatsvertrag zwischen Deutschland und England weiß der Leser bereits aus dem vorigen Kalender, wenn er's nicht in der Zeitung gelesen hat. Unter dessen ist der kühne Dr. Peters, der verloren geglaubte, wieder ans Tageslicht gekommen und hat recht nette Geschichten von den Engländern und dem Herrn Stanley mitgebracht. Daraus geht hervor, daß Stanley den tapfern Emin Pascha, nachdem er ihn zu allerlei einander ganz widersprechenden Anträgen zu verlocken suchte, mit Gewalt aus Oberägypten wegzuführen drohte. Emin, welcher sich in seinem Gebiet gar nicht übel befand und keine große Lust zeigte, seine Leute zu verlassen, hätte den seltsamen Netter leicht abschütteln können, wollte aber nicht vor den Augen der Schwarzen mit den Weißen fechten. So ist er denn mit Stanley abgezogen, aber wider Willen und im Groll. Unterwegs behandelte der Amerikaner den Deutschen, als ob er unter ihm stünde. Er selbst ließ sich auf europäische Weise bei allem, auch beim Essen, bedienen. Emin mußte mit Regertrost zufrieden sein. So wird wenigstens erzählt, und der Hintende glaubt's nur zu gern, denn er hat dem Stanley zuletzt nie mehr recht getraut. Aber Respekt vor dem Pascha, der nicht, wie der amerikanische Großprahler, nach Europa ging um sich anstaunen zu lassen, sondern sofort nach seiner Heimkehr von dem unglücklichen schweren Fall sich an der Spitze einer deutschen Expedition wieder nach dem Innern von Afrika aufmachte. Er ist schon wieder mitten drin und hißt da und dort die deutsche Fahne. Freilich, ein Mann wie der deutsche Emin Pascha, der soviel erlebt hat, der jahrelang in Gefahr des Lebens stand, fragt nichts mehr nach der Menschen Lob oder Tadel. Aber wenn er einmal nach Deutschland kommt, dann wird der Hintende sich aufmachen und wird ihn rufen, wenn er auch hundert Meilen laufen muß. Emin Pascha, Major v. Wismann und Dr. Peters werden voraussichtlich als deutsche Reichskommissäre die deutschen Gebiete verwalten. Einmal hat's Händel gegeben zwischen Wismann und Emin, so daß der etwas schneidige Major den Pascha mir nichts dir nichts aus Afrika demarschieren wollte. Doch es scheint wieder beigelegt. — Die Freundschaft der Engländer scheint nicht groß zu sein, denn sie werfen überall den Deutschen Hindernisse in den Weg. Beinahe hätten sie den König von Uganda gegen Dr. Peters aufgewiegelt, allein die schwarze Mächte hielt treu zu dem Deutschen und seiner kleinen Schar und stellte ihm sogar die eigenen Truppen gegen die Engländer zur Verfügung. Am 15. September wurde der Deutsche Klünzel mit mehreren andern Genossen in Witu ermordet. Klünzel war ein etwas rüchlicher Herr. Der letzte Grund dieser Missethat aber ist in dem Arger des Sultans über das deutsch-englische Abkommen zu suchen, da die Wituente sich von Deutschland im Stich gelassen glauben, während sie am lieb-

sten deutsch geworden wären. Da hat man's. Zur Strafe wurde Witu zerstört.

In Kamerun schaltet nun Freiherr von Soden als Gouverneur. Im September hielt der Stellvertreter in Kamerun Schulprüfung ab bei den beiden Lehrern Christaller und Glad. Die schwarzen Nuben entwickelten staunenswerte Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen und besonders in der Geographie. Die wissen am Ende gar, wo Yahr liegt und daß dort der Hintende wohnt? Er will ihnen aber zur Belohnung auch einen Kalender schicken. Leider hat der tapfere deutsche Schulmeister Glad im Frühjahr sein Leben lassen müssen. Ehre seinem Andenken! Die Ausgaben für die Kolonien sind jetzt auf 2 Millionen gesunken und werden voraussichtlich noch weiter fallen. Zur Hebung des Verkehrs soll eine Eisenbahn zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam gebaut werden. Wie das rasch geht! Am allerchnellsten aber geht's in

### Japan.

Da wird weiter civilisiert, als ob in diesem Jahrhundert noch alles fertig werden müßte. Die Japaner haben mit großem Gepränge das erste Parlament eröffnet, ganz nach europäischem Muster. Leider ist aber schon am Tage darauf das Parlamentsgebäude abgebrannt. Es ist vielleicht nur von Holz erbaut gewesen. Die evangelische Mission arbeitet mit großem Erfolge, besonders unter den Gebildeten. Unter den Parlamentsmitgliedern sind bereits mehrere Christen, sogar der Präsident ist getauft. So eröffnet sich denn in diesem Lande eine friedliche Mission des deutschen Geistes, welche uns vielleicht dies ferne Land noch nahe bringen wird.

Zu Anfang Mai wurden unerwartet die Blicke von ganz Europa noch einmal nach dem ostasiatischen Inselreiche gerichtet. Der Telegraph brachte die Kunde, daß der Thronfolger Nikolaus von Rußland, der auf einer von ihm unternommenen Weltreise nach Japan gelangt war, in der Nähe der Stadt Kioto von einem einheimischen Polizisten angegriffen und am Kopfe verwundet worden sei. Sein dicker Tropenhelm und das Dazwischentreten des Prinzen Georg von Griechenland, der die Reise mitmachte, retteten den Thronfolger; die Wunde ward nicht schwer. Man sagt, der Polizist habe der durch die Umwälzungen in Japan schwer betroffenen Klasse der Daimios, des ehemaligen Lehnsadels, angehört und seinem Fremdenhaffe Lust machen wollen; andere vermuten ein nihilistisches Attentat; doch gingen auch Nachrichten durch die Zeitungen, leichtfertige Begleiter des Prinzen hätten die Japaner durch unziemliches Benehmen an einem heiligen Orte gereizt. Natürlich wurde vom Kaiser von Japan alle mögliche Genugthuung gewährt. Schon vorher war auf der Weltreise ein Unglück passiert, indem der Prinz Georg, Bruder des Thronfolgers, durch einen Sturz aus dem Mastkorb, wie es hieß, sich schwer verletzte, so daß er brustleidend Algier und andere, durch ihr mildes Klima ausgezeichnete Orte aufsuchen mußte. Hoffen wir, daß der Zar in den vielen Heimfuchungen, die an seine Familie herantreten, den Finger Gottes erkennen möge.

Damit genug! Der Hintende sagt dem freundlichen Leser auf ein Jahr Lebewohl, mit dem Wunsche, daß Gott der Welt Frieden geben und erhalten möge, innern und äußern. Denn wir sind nicht auf der Welt um zu zerstören, sondern um zu bauen, um sie uns dienstbar zu machen im friedlichen Wettkampf der menschlichen Kräfte. Ach, wenn nur mehr Frieden auf Erden wäre!